

# Von Kalif Storch und anderen Verwandlungen

VON WILHELM BREUER

Das Bild vom geheimnisvollen Morgenland ist zerstört, die europäische Orientbegeisterung des 19. und 20. Jahrhunderts Geschichte – nicht erst seit den letzten Kriegen am Golf oder der Ausrufung des Islamischen Staates. Für den 1802 geborenen Wilhelm Hauff und die Leser seines 1825 erschienenen Kunstmärchens *Die Geschichte von Kalif Storch* ist der Orient damals das Land aus Tausendundeiner Nacht, Bagdad kein Kriegsschauplatz, sondern ein Sehnsuchtsort und Erdöl geopolitisch bedeutungslos. Die Stadt am Tigris zählt 80.000 Einwohner, heute sechzigmal mehr. Mit einem Kalifen verbindet sich die Vorstellung von orientalischer Prachtentfaltung und noch kein dschihadistisches Kalifat. Und doch geht es auch in diesem Märchen um nichts weniger als um Herrschaft und Feindschaft. Nachdem der Kalif und sein Großwesir sich mittels eines Pulvers aus der Hand des Zauberers Kaschnur in Störche verwandelt haben und ihnen das für die Rückkehr in die menschliche Gestalt zu sprechende lateinische Wort *mutabor* – „ich werde mich verwandeln“ – nicht mehr in den Sinn kommen will, wird der Kalif für tot erklärt und Kaschnurs Sohn erlangt die Macht. So unblutig verlaufen Regimewechsel selten.

In die missliche Lage sind Kalif und Großwesir ihres ornithologischen Interesses wegen geraten. Sie wollten die seltsamen Schreitvögel beobachten, sie

belauschen und ihre Sprache verstehen. Ein Interesse, das ich als Kind teilte. Doch der Storch blieb für mich eine unerreichbare Märchenfigur. In der Gegend, in der ich heranwuchs, gab es keine Störche und ihre nächstgelegenen Nester hundert Kilometer entfernt waren schon vor 1960 verwaist. Nur noch wenige Male rasteten Störche in meinem Heimatkreis; einzelne und keine großen Trupps mehr. So selten geschah dies, dass es tags darauf in der Zeitung stand. Dann waren die Störche schon wieder fort oder ich in der Schule. Manchmal wollte der Vater einen Storch auf dem Acker gesehen haben, aber es war wohl nur der Versuch, mich für die Feldarbeit zu gewinnen.

In diesem Landstrich fehlte es für Störche an Fröschen und Feuchtgebieten. Hier gab es nichts mehr zu entwässern, wohl aber einen Fluss zu begradigen: die Rur, der man um das Jahr 1900 das „h“ genommen hatte, um sie von der bedeutenden Ruhr zu unterscheiden. In den Jahren, in denen mir die Eltern Märchen vorlasen und Störche im Traum erschienen, floss die Rur aus den regenreichen Ardennen noch unverbaut durch die niederrheinische Bucht der Maas bei der niederländischen Stadt Roermond entgegen, mit einer seit dem Wirtschaftswunder wachsenden Abwasserfracht. Man mag sich über die heute zurückgewonnene Wasserqualität der Rur freuen. Doch der vergleichende Blick in die topografischen Karten aus den 1950er Jahren macht die dramatischen Lebensraumverluste sichtbar: Die zahllosen, einst sorgfältig kartografierten Mäander, Altarme, Kiesbänke, Kolke, Steilufer, Furten und Auwaldrelikte sind ausradiert, die vormals unzugänglichen Ufer begradigt, befestigt, erschlossen, die Tümpel zugeschüttet und die feuchten Wiesen Acker.

Vor meiner Einschulung nahm das Drama dieses Flusses seinen Lauf. Im Rathaus zeigten schwarzweiße Luftbilder noch lange die Rur vor dem Ausbau. Wie oft spürte ich in diesen Aufnahmen der ausgelöschten und fortgespülten Vielfalt nach: Den auf den Kiesinseln brütenden Flussregenpfeifern, im Schlamm stochernden Bekassinen, Pirolen in den Pappeln, dem wie ein Pfeil übers Wasser schnellenden Eisvogel, der Ringelnatter, den Libellen und Fröschen. Und den Weißstörchen, die hier vor Zeiten in alten Auwald-



bäumen gebrütet haben mögen. Der Rur schien wie Kalif und Großwesir das Zauberwort entfallen zu sein: mutabor!

1971 wird in der iranischen Stadt Ramsar – noch herrscht der Schah auf dem Pfauenthron – ein internationales Übereinkommen zum Schutz der Feuchtgebiete geschlossen. Doch auch hernach dringt die Kritik an den am Reißbrett projektierten Trapezprofilen, in die man den Rest wilder Rur noch zwingen wird, nicht durch und der Widerspruch fällt unter den Redaktionstisch der Lokalzeitung. Am Ende gelingt es dem Biologielehrer Wilfried Moll und dem Ornithologen Heribert Schwarthoff, zwei kurze Flussabschnitte vor dem rigorosen Ausbau zu retten.

Ob die Geschichte von Kalif Storch mein Interesse an der Vogelkunde geweckt hat? Ob man dieses Märchen noch lesen wird? Wohlmeinende wie unduldsame Pädagogen und Pädagoginnen werden es aus den Grundschulen verbannen, schon deswegen, weil den Kalifen schwarze Sklaven bedienen, Gelehrten bei Versagen Backenstrieche drohen, von Allah und nicht allen Gottheiten die Rede ist und der Zauberer Kaschnur am Galgen endet.

Wilhelm Hauff ist 1827 mit nicht einmal 25 Jahren an Typhus gestorben. In demselben Alter nahm ich 1984 den Dienst in der niedersächsischen Naturschutzverwaltung auf. Im selben Jahr erschien ein Buch mit dem Untertitel „Schwarze Aussichten für den weißen Storch“. Auch der Leiter der Staatlichen Vogelschutzwarte in Niedersachsen, Hartmut Heckenroth, sah keinen Grund für Optimismus. Nach starken Einbußen in den 1950er bis 1970er Jahren erreichte der Storchenbestand dort Mitte der 1980er Jahre mit 271 Brutpaaren den Tiefstand. Um 1905 hatten hier mehr als 4.500 Paare gebrütet.

Dank ihrer Begegnung mit der Eule Lusa, einer von Kaschnur verzauberten indischen Prinzessin, bringen Kalif und Großwesir das Zauberwort in Erfahrung, erlangen alle drei ihre Menschengestalt zurück und Kalif und Prinzessin heiraten einander. Eine zauberhafte Entwicklung nahm auch der Weißstorchbestand. Im Jahr 2020 brüteten in Niedersachsen so viele Störche wie zuletzt Mitte der 1950er Jahre, nämlich mehr als 1.300 Paare. In Deutschland hat sich in 25 Jahren der Bestand auf fast 7.000 Brutpaare nahezu verdoppelt. Der Erfolg des Naturschutzes, aber nicht nur. Zwar wurde in ihrem Brutgebiet die Zerstörung der Feuchtgebiete gestoppt, nicht aber die Intensivierung des Grünlandes. Die Frösche sind nicht mehr geworden. Eher haben sich die Störche auf Mäuse verlegt, sich die riskanten Zugwege verkürzt und auf der Strecke Müllkippen wie Tankstellen aufgetan. Und die Sahelzone ist nach Jahrzehnten der Dürre, in diese Zeit fällt der massive Bestandsrückgang, wieder ergrünt.

Im Mecklenburgischen wurde 1822, kurz vor Erscheinen der Geschichte von Kalif Storch, ein Weißstorch erlegt. Es

steckte in ihm noch der Pfeil, der im afrikanischen Winterquartier den Storchenhals durchbohrt hatte. Dieser Storch erbrachte den ersten Beweis für den Fernzug der Störche bis ins äquatoriale Afrika. Die Routen der Westzieher über Gibraltar und der Ostzieher über den Bosphorus sind bekannt, auch wegen *Prinzesschen*, einem besondern Storch, der große Popularität und im Briefmarkenjahrgang 2004 der Deutschen Post einen Platz erlangte. Heute bedrohen das Leben der Störche weniger Pfeil und Bogen, sondern vergiftete Heuschreckenschwärme, Salven aus den Schusswaffen gelangweilter Milizionäre, halsbrecherische Stromleitungen und gefährlich konstruierte Strommasten. Bei 70 Prozent liegt die Sterblichkeit junger Störche im ersten Jahr. Drei von zehn sterben an einem Stromschlag.

Die Pionierin des Trickfilms, Lotte Reiniger, hat die Geschichte von Kalif Storch 1956 mit Scherenschnitten und Kamera zum Leben erweckt; darin ist die Eule Lusa ein Uhu. Damals lebten Uhus als Folge jahrhundertelanger Verfolgung nur noch in unzugänglichen Gegenden; in Deutschland weniger als hundert Uhus buchstäblich weitab vom Schuss. Heute brüten einige der 3.000 Paare sogar in der Stadt. Verzauberte Königskinder dürften die wenigsten sein. Einen so märchenhaften Verlauf nehmen die Geschichten bedrohter Arten selten. ■

**WILHELM BREUER**, Jahrgang 1960, ist Dipl.-Ing. der Landschaftspflege, Lehrbeauftragter für Naturschutzrecht und Geschäftsführer der Gesellschaft zur Erhaltung der Eulen e.V.



(Fotos:  
Ralf Kistowski/  
[www.wunderbare-erde.de](http://www.wunderbare-erde.de))